

Der von KI bedrohte Schriftsteller

(Dieser Text ist ohne jegliche Hilfe von künstlicher Intelligenz entstanden)

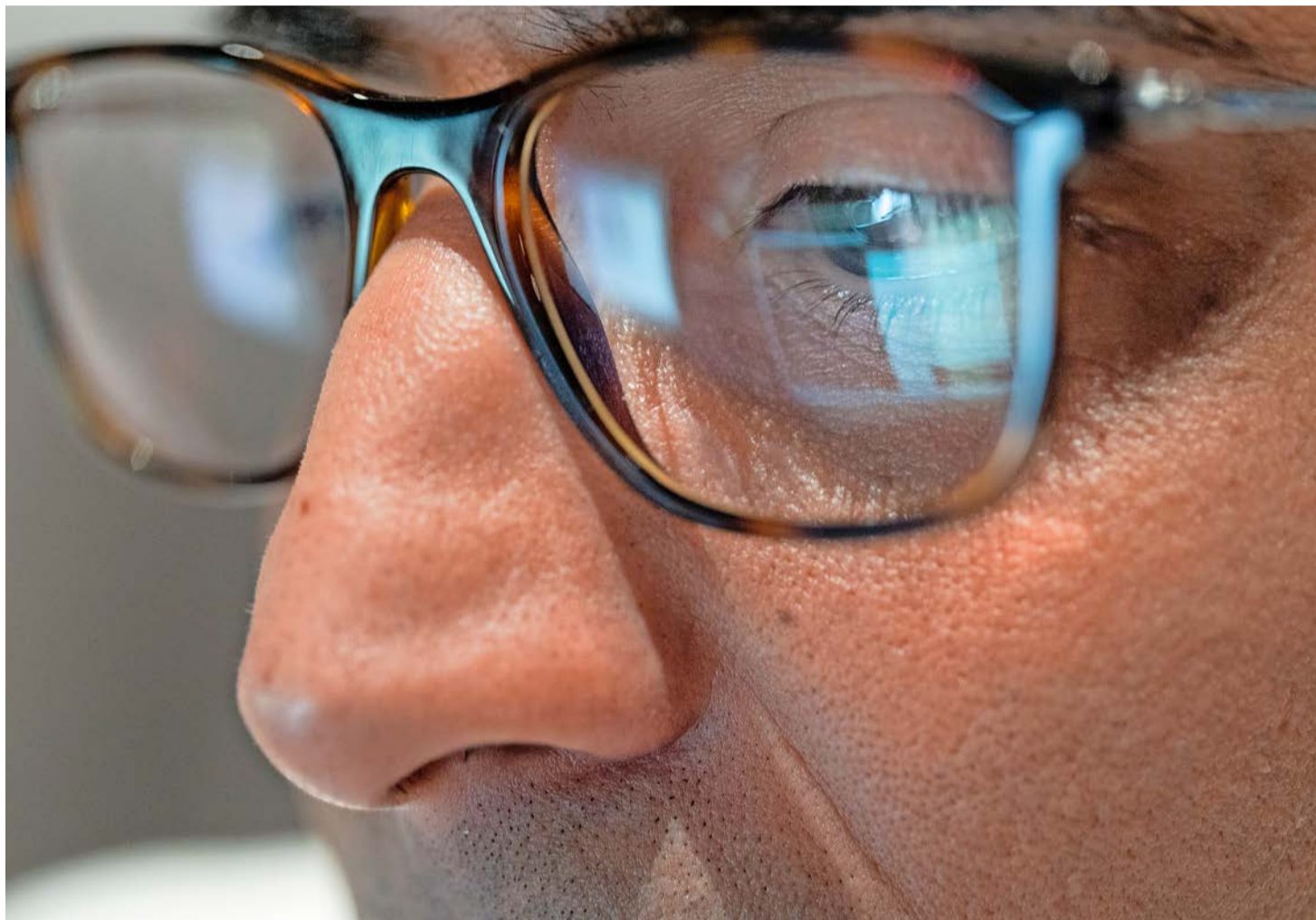
Roger Staub

Sind Autoren in ihrer Originalität durch KI-Sprachmodelle gefährdet? Oder waren sie noch gar nie originär und verkannten in ihrer Eitelkeit, dass sie eklektisch aus einem gigantischen Wortapparat schöpften? Hatten Schriftsteller noch gar nie Souveränität über ihre Texte, wie man es gerne mit Verweis auf Roland Barth behauptet? Und hat sich mit KI der linguistische Apparat einfach technisch erweitert, und entstammt das ewige Gejammer vom Fortschritt auch in diesem Fall der vierten Kränkung der Menschheit? Nach der kosmologischen (wir sind nicht Mittelpunkt des Universums), der biologischen (wir haben keine Sonderstellung innerhalb der Natur), der psychologischen (wir sind nicht Herr über unsere Gefühle) nun die technologische (Die Maschine übertrifft uns und steuert unser Dasein).

Üblicherweise führt man historische Vergleiche an, um die behauptete Gefahr vor einer technischen Innovation zu relativieren. Sokrates beklagt das Schreiben, es bedeute das Ende von Sprache, weil es das viel differenziertere Sprechen entwertere. Ähnliches wurde befürchtet, als der Buchdruck die Schriftlichkeit revolutionierte und Textverarbeitungssysteme die Handschrift verdrängten.

Es liessen sich Zeugen anführen, um die These zu bekräftigen, dass der Skriptor sich schon immer spezifischer Werkzeuge bedient habe: Schreibfeder, Schreibmaschine, Computer, linguistischer Apparat und nun eben KI – und er also gar nie alleiniger Urheber seiner Texte gewesen sei.

Soweit die These, aber ich riskiere mal, mich dem Verdacht eines eitlen, naiven, in Bezug auf KI vereinsamten Schreibers fernab autonomer Textauthentizität auszusetzen, und halte daran fest, dass KI nichts weiter ist als ein weiteres, wenngleich raffinierteres Werkzeug des Skriptors – wenn er sie denn benutzt.



Die Sprache – wenn es denn eine eigene ist – ist Ausdruck eines Ichs und dessen plastisch sich entwickelnden und verändernden Denkens. Bild: Keystone

Natürlich fehlen mir einschlägige Erfahrungen mit einem technischen Sprachsystem, ich «generiere» Texte selber (auch diesen), bediene mich dabei einer Feder oder eines Computers, zuweilen zücke ich das Wörterbuch. Doch selbst wenn ich KI benutzen würde, behielte ich die Souveränität über meinen Text, ganz einfach, weil ich ihn generiere und ihn nicht generieren lasse.

Vielleicht liegen dem Ganzen auch Missverständnisse zugrunde. Wir leben in einer Zeit der «Selbstnegierung» und kompensieren den Ichverlust durch virtuelle Hightech-Surrogate wie Apps und nun eben auch KI. Dabei geht oft vergessen, dass es sich um Werkzeuge handelt, die den Denk- und Gestaltungsprozess nicht ersetzen, ihn bestenfalls unterstützen oder schlimmstenfalls behindern können.

Oft erhalten Schriftsteller und Künstler überhaupt den Nimbus autonomer Genialität. Andererseits wird – in Unkenntnis dessen, was menschlich-kreative Prozesse ausmachen – ihr natürlicher Schaffensprozess auch unterschätzt. Der Konflikt zwischen Massenkultur und Individualismus ist ja nicht neu, und wir könnten in der Antike beginnend bis heute zahlreiche Beispiele einflussreicher Denkerinnen und Denker anführen, die auf den Antagonismus zwischen Massenkultur und individuellem Denken und Schaffen hinweisen. Ohne diese nun quasi als Zeugen ins Feld zu führen, möchte ich anhand eigener Erfahrung zu beschreiben versuchen, was ein autonomes Textsubjekt ist. Man könnte es auf die einfache Formel bringen «Text = (Denken + Fühlen) <> Sprache», wobei die Dialektik von Denken und Fühlen mit Sprache das entschei-

dende Moment im kreativen Prozess ist.

Kleist sagt in seiner Schrift «Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden»: «... nicht wir wissen, es ist ein gewisser Zustand unsrer, welcher weiss.» Und für den kürzlich verstorbenen Musiker Chris Rea ist «Kreativität (...) ein Zustand und kein Talent».

Ein Schriftsteller, und das teilt er mit anderen Künstlern, begibt sich «in einen gewissen Zustand» oder an einen bestimmten «Ort», er ist «bei sich». Die Sprache ermöglicht ihm den Zugang zu seinen Bildern, zu den Gefühlen und den Gedanken. Zwar ist er dabei meist allein, aber gleichzeitig untrennbar verbunden mit einer Tradition und einer Gemeinschaft. In diesem Sinne ist er «abhängig», sagen wir besser «geprägt». Doch bei aller Verbundenheit, der ein-

zelne Mensch ist ein Separates, Unteilbares, er hat in sich etwas, das er nur mit sich teilt. Das schriftstellerische Werkzeug ist die Sprache, die ein Schriftsteller nie beherrscht (was für ein anmassender Ausdruck!), von der er sich vielmehr beherrschen lässt, ohne die Souveränität über den Text preiszugeben, und im Bewusstsein, dass sich das Sprachwerkzeug zwischen Erleben und Text schiebt und die Unmittelbarkeit des Seins mindert, denn Sprache ist ja ein Medium und während der Umsetzung von Denken, Fühlen oder von Bildern in Sprache entsteht «semantischer Verlust» – anders als im Film oder in der Musik und am geringsten noch in der Lyrik, weshalb ihr innerhalb der Textgattungen die Krone aufgesetzt wird.

Ein Schriftsteller ist sich dieser Begrenztheit bewusst und (schmerzlich-produktiv) von

ihr abhängig. Und doch bedient er sich der Sprache, er wählt aus, was SEINEM Gedanken, SEINEM Gefühl entspricht, das verlangt nach einer eigenen Sprache. Denn ohne die begrenzte und begrenzende Sprache entstünde aus dem Schriftsteller heraus gar nichts. Diesen zuweilen quälenden Widerspruch muss er aushalten, nur so entwickelt sich sein persönlicher Stil, wodurch auch der kulturelle Sprachsatz – und notabene der KI-Korpus – dauernd bereichert wird.

Sprache erschöpft sich nicht in purer Ausführung irgendwelcher Instrumente. Die Sprache – wenn es denn eine EIGENE ist – ist Ausdruck eines Ichs und dessen plastisch sich entwickelnden und verändernden Denkens. Daran werden KI gestützte Sprachgeneratoren nichts ändern, denn wer zu eigener freier Entscheidung in Denken und Handeln fähig ist, wird dies auch weiterhin tun wollen, weil es für ihn existenziell ist – selbst wenn er sich deren Werkzeuge bedient. Hierfür bedarf es lediglich einer persönlichen Entscheidung: Bin ich Exekutor höherer Mächte, egal, welcher Provenienz, ob kosmisch, politisch, kulturell, sprachlich oder technisch, oder entscheide ich Kraft EIGENEN Willens? Also weder Verschmelzung zwischen Skriptor und Sprachwerkzeug noch völlige Autonomie von der Geschichte (auch der eigenen), Kultur und Tradition – aber Souveränität über den Text, der aus ihm heraus entsteht.

Und es gibt Hoffnung: Die Schachmeister spielen weiterhin Schach, auch wenn der Computer sie besiegt. Niemand würde einen Roboter für sich joggen lassen. Und: KI kann zwar programmieren, aber die Qualität menschlicher Sprache erreicht sie nicht – nur diese entscheidet auch über die Qualität von KI erzeugten Antworten oder Lösungen.

.....
Roger Staub (1958) ist Schriftsteller und war Kantonsschullehrer in Schaffhausen. Seine Romane erscheinen bei Edition 8.

Die Bibel einfach erklärt

Kraftquellen zwischen Klettgau und Kantonsspital

Psalm 1,3:
«Selig der Mensch, der ist wie ein Baum: gepflanzt an Bächen voll Wasser, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und dessen Blätter nicht welken. Alles, was er tut, es wird ihm gelingen.»



Sebastian von Paledzki

röm.-kath. Diakon,
 Spital- und Gefängnisseelsorger,
 sebastian.vonpaledzki@spitaeler-sh.ch

hause und meiner Arbeit als Seelsorger im Kantonsspital. Während draussen die Reben ausschlagen, bereite ich mich innerlich auf die Begegnungen vor, die mich erwarten.

Im Spital treffe ich Menschen, deren Lebensbaum gerade keine Früchte oder grüne Blätter trägt. Krankheit und Schmerz fühlen sich oft wie ein harter Winter an. In den Spitalzimmern geht es selten um das schnelle Wachstum, eher um das Überdauern. Als Seelsorger frage ich die Patientinnen und Patienten oft: «Was gibt Ihnen

Halt? Wer gibt Ihnen Kraft? Wo sind Ihre Wurzeln?» Psalm 1 beschreibt den Menschen als Baum, gepflanzt an Bächen voll Wasser. Das ist ein starkes Bild für den Genesungsprozess – nicht nur im Kantonsspital. Wir alle brauchen eine Quelle, die uns speist, besonders wenn die äusseren Umstände dürr werden.

Die Natur im Klettgau macht es uns in diesen Wochen vor: Kraft kommt aus der Tiefe, aus der Verwurzelung. Wenn ich später durch die Korridore des Spitals gehe, versuche ich, etwas

von dieser Zuversicht aus dem Klettgau mitzubringen. Heilung bedeutet oft, sich wieder mit den eigenen Lebensquellen zu verbinden und darauf zu vertrauen, auch in schweren Zeiten von ihnen gespeist zu werden. Und: Heilung braucht Zeit. Zeit und Geduld. Sie kommt nicht auf Knopfdruck, selten wie erwartet, aber oft zu ihrer, «zur rechten Zeit».

Die erwachende Natur vor unseren Zugfenstern ist ein sichtbares Zeichen dafür. Wenn ich abends wieder in Richtung Hallau fahre, sehe ich die Weite

der Felder und weiss: Wahres Wachstum braucht viel Zeit und guten Boden. Eigentlich sind wir mit beidem reich beschenkt.

Mein Fazit

Wer tief verwurzelt ist, findet Kraft, um auch in den schweren Stürmen des Lebens irgendwann «zur rechten Zeit» wieder zarte neue Blätter zu treiben.